

Empirische Anthropologie : Chancen und Grenzen : Frankfurter Studien zur Kulturanthropologie

Autor(en): **Kramer, Dieter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **81 (1985)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117523>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Empirische Kulturanthropologie – Chancen und Grenzen

Frankfurter Studien zur Kulturanalyse

Von *Dieter Kramer*

Ein bedeutendes Verdienst der von *Ina-Maria Greverus* ins Leben gerufenen Frankfurter Kulturanthropologie besteht darin, Kulturprozesse der Gegenwart unter Einschluss der Kulturpolitik auf breiter Ebene in die Analyse einbezogen zu haben. Die Frankfurter Wissenschaftler sehen heutige Kulturpolitik sich einem Kulturbegriff annähern, «der kulturanthropologische Dimensionen wie Vorbedingungen, Verwirklichungsformen und Folgen von 'Kultur' nicht länger ausklammert» (Notizen 11, S. 292). Kultur der Gegenwart ist für sie nicht nur das Weiterleben traditioneller Formen, ist auch nicht allein das Wirken von Kulturindustrie und Medien, sondern ist auch das von öffentlicher Kulturpolitik und selbständiger Initiative der Bevölkerung gestaltete soziokulturelle Milieu in Stadt und Provinz.

Die Frankfurter beschäftigen sich u.a. mit freien Kulturinitiativen. Während die gängige kulturpolitische Literatur sich stark auf die Aktivitäten der Kommunen und auf die subventionierte kompensatorische Soziokultur (wie sie oft aus der Sozialpädagogik und Gemeinwesenarbeit hervorgegangen ist, vgl. *Boulet* u.a. sowie *Pappermann* u.a., bes. §§ 20–26) konzentriert, spielen hier selbständige kulturelle Aktivitäten vor allem aus den Mittelschichten eine besondere Rolle. Sie sind entstanden, als «Stadtflüchtlinge» z.B. in das Umland von Frankfurt auswanderten und dort Elemente der urbanen Kultur in die nicht darauf vorbereitete «Provinz» verpflanzten. Band 15 der «Notizen» (der Frankfurter Publikationsreihe, die aus einem zunächst ganz bescheidenen, seit 1974 erscheinenden Instituts-Mitteilungsblatt hervorgegangen ist, vgl. *Schilling* in Notizen 20, S. 119f.: Zur Geschichte des Institutes vor 1973; vgl. *Brückner* in Notizen 20, S. 25f., der allerdings die wichtige Rolle des Institutes in der studentischen Aufbruchphase am Ende der sechziger Jahre ausklammert) stellt über ein Dutzend solcher Initiativen aus der Umgebung Frankfurts vor. «Vermittlung der schönen Künste einerseits – Leben in einem Viertel andererseits» (Notizen 15, S. 23), ist die Spannweite dieser Kulturinitiativen, deren politisches Profil oft ins linksökologische Lager tendiert. Trotz der herausragenden Rolle einzelner Initiativpersonen arbeiten sie meist mit basisdemokratischen Formen (S.17), z.T. noch ohne Vereinsstruktur; ihre Rolle changiert zwischen Veranstaltungsmanagement (für andere) und Selbstverwirklichung der Akteure (S. 26). Als Initiativen von Zugezogenen, als Eindringlinge ins Politikprivileg lokaler Honoratioren, als Konkurrenz zu traditionellen Vereinen und als Repräsentanten innovatorischer kultureller Formen stehen diese Initiativen oft in Spannung zu den Alteingesessenen. Die Analyse der Spannungen und Konflikte mit den jeweiligen lokalen Verwaltungen gibt kein gutes Zeugnis für die Toleranz lokaler Politik. Die «Anpassungsstrategien» (S. 246) der Stadtflüchtlinge schaffen «Sublebenswelten» für ihren Bedarf, nur in geringem Masse ist eine Wirkung auf die traditionelle Kultur der Vereine usf. (vgl. Notizen 13, S. 130) möglich – das können eher andere Formen intensiver Arbeit mit professionellen Mitarbeitern wie die «Spurensicherungs»-Projekte hessischer Jugendarbeit (vgl. *Lecke*).

Das gleiche Thema der mit den Städtern aufs Land hinauswandernden Kulturbedürfnisse behandelt, bezogen auf ein einzelnes Dorf, die «Büdesheim»-Studie (Notizen 13). Darin wird auch ein repräsentativer Bevölkerungsquerschnitt des Dorfes über Zufriedenheit mit Wohn- und Kultursituation, über Freizeitaktivitäten, Wünsche und Interessen befragt. Unterschiede zwischen Alteingesessenen und Zugezogenen sowie verschiedenen sozialen Schichten werden bei den Ergebnissen jeweils besonders interpretiert.

An die empirische Studie schliesst ein «Kultur- und Freizeitkonzept» (S. 142) an, das von einem im Fragebogen enthaltenen kulturellen Wunschzettel, einem fiktiven «Büdesheimer Freizeitkalender» (S. 86f.), abgeleitet ist. Es ist (z.B. mit Geschichtsprojekten) im Rahmen eines Konzeptes der «Umwelt-aneignung» dem Ziel «Identität» untergeordnet und strebt eine Synthese von «urbaner» und «dörflicher» Kultur an (S. 175). Kreativität, Gemeinschaft, Kommunikation (S. 146) sind zentrale Stichworte für diese Identität – dass diese auch etwas mit Realitätsbewältigung zu tun hat, das wird nicht erörtert. Die Studie teilt die Mängel vieler anderer Freizeitbefragungen: Indem sie nur Bedürfnisse und Wünsche bzw. Mangelempfindungen abfragt, vergisst sie, dass nicht die Befriedigung eines bereits vorhandenen Bedürfnisses, sondern auch die Weckung von Neuem, der Impuls zur Veränderung (als Bewältigung sich verändernder Realität oder als Entfaltung von Beziehungsreichtum, z.B. mit Hilfe der Künste, die in ihrer Spezifik ohnehin nicht berücksichtigt werden) im Mittelpunkt der Kulturpolitik steht.

Eine andere Studie (Notizen 11) ist der Kultur und Kulturpolitik des Ballungsraumes Nürnberg gewidmet. Das kulturelle Stadt-Land-Gefälle spielt auch dabei eine Rolle; zentral aber sind die meist im kurzen Zeitraum einer Exkursion erarbeiteten Berichte über «alternative» (kommunale und freie) Formen der Kulturarbeit in dieser durch die Kulturpolitiker *Hermann Glaser* (Nürnberg) und *Wolf-Peter Schnetz* (Erlangen) bekannt gewordenen Region. Hermann Glaser stellt sich intensiv den Studierenden und verteidigt seine «Kulturläden» (die nur teilweise als «Infrastruktur für tätige Mitarbeit» empfunden werden, S. 270). Auf zu hoch gesteckte Erwartungen der Feldforscher erfolgte «Ernüchterung vor Ort» (S. 271). Man gehe, argumentiert Glaser, von überzogenen Praxis-Vorstellungen aus (S. 283), und es sei falsch, mit einem aktionistischen Kulturbegriff konsumierendes Verhalten einfach gegen Selbermachen und Kreativität auszuspielen.

Erika Haindl (die in Notizen 16 auch über Schweizer Denkmalpflege referiert) untersucht in einer am Frankfurter Institut entstandenen Dissertation die Veränderungen in der Kern(Alt)Stadt der Taunus-Randgemeinde Hofheim (im Einzugsgebiet von Frankfurt), die Sanierung und die entsprechenden Auseinandersetzungen (allerdings ohne die parteipolitische Ebene) und die dabei eine Rolle spielenden Formen lokaler Identität. Analysiert werden ausführlich lokale Geschichte, Bevölkerungsentwicklung und -struktur, nur knapp Dienstleistungs- und Bildungsinfrastruktur. Zu kurz kommen die Strukturen lokaler Ökonomie, Grundbesitz, Hauseigentum, Boden- und Mietpreisentwicklung usw. (nur Landwirtschaft und Pendelbewegungen werden ausführlicher behandelt). Angesichts dieser Verkürzungen wundert man sich auch nicht, wenn die Autorin meint, der Wandel der Wohnbedürfnisse sei einfach abhängig von «Wertvorstellungen, die, geprägt von kleinen Eliten, für die Gesamtheit des jeweiligen gesellschaftlichen Systems ver-

pflichtend werden» (S. 224). Was Marktmacht und materielle Strukturen bewirken, wird so nicht nachvollziehbar.

Der gebaute Stadtkörper wird als Niederschlag der Geschichte verstanden und mit «Ortsbild-Analyse» in Anlehnung an *Gordon Cullen* und *Kevin Lynch* dargestellt – eine aufwendige Methode mit vielen Sequenzen von Nachzeichnungen von Blicken in Strassen und Plätze, die jedoch in der Arbeit als «blindes Motiv» wirkt – sie spielt in der späteren Interpretation keine Rolle mehr. Beschrieben werden neue Wohnformen (z.B. die eines Werbe-Managers, S. 226), alte und neue (lockere) Formen des nachbarschaftlichen Kommunikationsnetzes (S. 229f.). Die «Gefahr, dass die Altstädte zu herausragenden ästhetischen und prestigemässig aufgewerteten Wohnbereichen u. U. einer künstlerisch und geistig kreativen Oberschicht werden» (zu Ungunsten der traditionellen Bevölkerung) ist auch, scheint mir, in Hofheim nicht gebannt (S. 244): Postmoderner Mittelstands-Muff im bornierten, isolierten «Satisfaktionsraum», könnte ein bössartiger Kritiker sagen.

Wie hier die Denkmalpflege, so ist im früheren Heft Notizen 4, das wie einige andere (Dalarna/Schweden, Ungarn, Zigeuner) aus Exkursionen des Institutes hervorgegangen ist (und von daher den Charakter des «Expeditionsberichtes» nicht ganz verleugnen kann), Wohnen und Städtebau in den Niederlanden zum Thema geworden. Sozial attraktive neue Wohnformen dieses Landes sind in der BRD seit vielen Jahren stark beachtet worden, und das Heft hat zur Diskussion darüber beigetragen.

In einem weiteren Heft (Notizen 12) wird Leben und Wohnen in einem Frankfurter Vorort (Bergen-Enkheim) untersucht – u.a. unter der Fragestellung, ob aus der Perspektive der Bewohner der Stadtteil als «geglückter Ort» (S. 199) empfunden wird. Überzeugender wird hier die Ortsbild-Analyse verwendet, indem auf «Wahrnehmungsspaziergängen» (S. 63) sich die Studenten von Bewohnern dorthin führen lassen, wo der Ort für sie besonders wichtig ist (S. 75).

Bei den Umland-Studien wird nicht erkennbar, dass Provinz ja keineswegs mehr nur negativ (im Defizit zur Metropole) zu definieren ist, sondern ein eigenes Selbstbewusstsein (bis hin zum Export kultureller Güter in die Stadt) entwickelt (vgl. *Herrenknecht* u.a.). Am ehesten ahnt man dies in den Studien über ökologische Aktivitäten in der Region. Denn das wissenschaftliche Interesse an der Region schlägt sich auch nieder in der Beschäftigung mit «Versuchen, der Zivilisation zu entkommen». Eine Ergänzung des gleichnamigen Buches bietet Notizen 16. Vorgestellt werden Probleme von Schweizer Berggebieten, einschlägige Denkmalpflege und anthroposophische Ökologie und Landwirtschaft. Am Beispiel der Geschichte des Schweizer «Öko-journals» behandelt *Annette Lange* ein Thema, das *Thomas Rüggeberg* auf der allgemeinen Ebene aufgreift: Wer tritt auf der «Kampfbühne Umweltschutz» (S. 129) als Vermittler, als «Drehpunktperson» auf, um den Bereich politikfähig zu machen? Eine hochschuldidaktisch gute Idee ist in diesem Heft das «Forum», bei dem verschiedene Richtungen regionalistischer Positionen von Studenten advokatorisch dargestellt werden (S. 261). Der aufmerksame Leser wird darin auch keine Verharmlosung der im Grunde rechtsradikalen Parolen des «Nationalrevolutionärs» *Henning Eichberg* (S. 279f.) sehen.

Ina-Maria Greverus hebt die Bedeutung der gemeinsamen Kultur für den regionalen Protest hervor (S. 25) und beschreibt das Spektrum des Gebrau-

ches von Ökologie und Ökotox im kulturellen Kontext. *Heinz Schilling* zeigt am Beispiel der regionalen Solidarität gegen die tendenzielle Enteignung der Nahwelt (S. 237) und gegen ihre Benutzung als «territoriale Ressource» der Zentren (S. 243), wie Region Heimat werden kann (S. 235). Umweltaneignung soll als Kulturprozess erfahrbar werden. Er appelliert an die Kulturpolitiker, sich von dem Versorgungsdenken der Planer (S. 257) zu lösen und auch in der Region gestaltbare Freiräume (S. 257) für die Kultur herzustellen.

Zur «Human-Ökologie» und den Versuchen, in der Region sich «Heimat» zu verschaffen, zählen nicht nur die genannten Kulturinitiativen, sondern auch Feste. Eine Studie über Frankfurter Feste (Notizen 8) ist deswegen besonders interessant, weil hier die Probleme des «Forschers im Feld» (unter den Mitbewohnern der eigenen Stadt) besonders akut wurden. Eine längere Zeit der «teilnehmenden Beobachtung» machte es den Studierenden schwer, ihre ursprüngliche Distanz aufrechtzuerhalten (deutlich wird, dass dies auch nicht unbedingt sinnvoll ist). Wenn man sich z.B. zwecks Beobachtung intensiv mit einem Karnevalsverein einlässt, dann kann man ihm danach nicht mehr mit einer nur distanzierten (und oft genug verständnislosen, ja vorurteilvollen) Kritik gegenüberreten. Die von solchen Erfahrungen aus möglichen Lernprozesse werden am intensivsten im Zigeuner-Band (Notizen 9) weiter verfolgt.

Die Fest-Studie thematisiert das «Trauma des Ausgeschlossenbleibens» (S.8) und das soziale Problem des Nichtbeteiligtseins (S. 15, S. 68) und relativiert so die Vorstellung von der allumfassenden Integration im Fest. Gleichzeitig werden traditionelle Festformen (der «Kirchweih») als vorfabriziertes Konsumschauspiel kritisiert (S. 25). Herausgearbeitet wird, wie heute bei solchen Festen nur über Geld eine aktive Teilnahme möglich ist (S. 196). Zwar gibt es Rekordumsätze, aber wenig Kommunikation mit Fremden. Dieser Befund bestätigt die Notwendigkeit, für die traditionellen Feste neue Formen unter Einschluss nichtkommerzieller Aktivitäten zu entwickeln.

Die Frage nach den in die Forschung bewusst oder unbewusst immer eingebrachten Wertungen (bei *Erika Haindl* S. 217 mit einem Albert-Schweitzer-Zitat angetippt, sonst eher umgangen) ist besonders wichtig, wenn die Arbeit als wissenschaftliche Begleitung kultureller Prozesse verstanden wird. Dass es sich bei der Kulturanthropologie immerhin um eine «Wissenschaft, die auch Vorschläge macht», handelt, unterstreicht *Erika Haindl* (Notizen 20, S. 103). Die «Kulturanalyse als Gesellschaftstherapie» zu verstehen (S. 104), relativiert natürlich das Konzept der Wertfreiheit. Die «Krisenwissenschaft» (*Ina-Maria Greverus*) K. will den Wissenschaftler in seiner Betroffenheit als Partner einer Interaktion (S. 109) berücksichtigen – zu meinen aber, mit solcher «action anthropology» (S. 116) stünden die Frankfurter «ziemlich allein» (S. 117) in der Wissenschaftslandschaft, trägt – in Tübingen hat man dies schon 1970 diskutiert.

Franz Josef Stummann (Notizen 20, S. 91f.) reflektiert Probleme der anthropologischen Praxis und kritisiert die illusionären Vorstellungen von «Wertfreiheit»; wenn er davon spricht, dass die Bewahrung der kulturellen Identität ein wichtiges Ziel sei, dann wird dabei allerdings zu wenig deutlich, dass es sich dabei nicht um eine Statik handelt, sondern dass Identität auch dynamisch ist und etwas zu tun hat mit dem souveränen Umgang mit möglichen Innovationen und mit der Würde von Menschen und Kulturen.

Die Studien bieten z.T. erstmals einen Einblick in entsprechende Szenen und wecken dadurch Interesse. Bei näherem Hinsehen freilich stellen sich dem Leser einige Fragen. Das setzt bei der – für das Greverussche Konzept typischen – Überbetonung des (aus der biologischen Verhaltensforschung übernommenen) Interpretamentes «Raumorientierungen» ein. «Unsere Vorschläge gehen von der axiomatischen Vorstellung aus, dass Menschen sich dann zufriedenstellend verwirklichen, wenn sie sich Umwelt orientierend, gestaltend und verändernd aneignen können» (Notizen 13, S. 10). Wie weit aber reicht diese Umwelt? Ist die Gefahr der allzu starken Konzentration auf den lokalen Raum nicht sehr gross? Fällt damit die (für meine «Satisfaktion» notwendige) Dimension des Bezugs unseres Handelns zu dem davon betroffenen «Nächsten» (der beim Kauf von Ananas z.B. auf den Philippinen sitzen kann und unseretwegen sein Ackerland verliert) weg? Der «Satisfaktionsraum» Gemeinde oder Region ist für die Bedürfnisse der heutigen «Weltinnenpolitik» zu eng.

Für *Ina-Maria Greverus* ist *der* Mensch ein «kulturschaffendes und durch Kultur geprägtes Wesen» (Notizen 11, S. 257). Wenn «Kultur als Fähigkeit *des* Menschen definiert wird, kulturell zu handeln, d. h. Umwelt und menschliches Handeln in dieser Umwelt gestaltend zu verändern und sich ... anzueignen» (Notizen 11, S. 258), dann ist das ein Kulturverständnis, in dem das *Funktionieren* des kulturellen Systems wichtiger ist als seine Leistungen: Die Atombombe verändert ebenso die Umwelt wie «biologischer Landbau». Und wenn in der Theorie anthropologisierend von *dem* Menschen die Rede ist, dann bedarf es immer besonderer Anstrengungen, um den «historisch-gesellschaftlichen Gesamtprozess menschlicher Umweltaneignung» zu bestimmen» (Notizen 11, S. 258). Die Gesellschaft und die konkrete Gestalt ihrer sozialen, politischen, ökonomischen Strukturen werden nur in der Brechung von Handeln oder Bewusstsein berücksichtigt. So wird umständlich gesprochen von den «Chancen des menschlichen Kulturhandelns unter je spezifischen ökonomischen, ökologischen, politischen und sozialen Rahmenbedingungen – ohne freilich ausser acht zu lassen, dass es Menschen sind, die jene Bedingungen schaffen! Die Frage nach Herrschaft und Macht ist also keineswegs zu eliminieren...» (Notizen 11, S. 258) – sie geht jedoch nur rudimentär in die Analyse ein. Einfacher wäre es sicher, spräche man gleich von «gesellschaftlichen Individuen» und bezöge die politisch-ökonomischen Strukturen mit ein. So liegen einige der Grenzen dieser Studien schon im kulturtheoretischen Ansatz.

Christian Giordano versucht (im Jubiläumsband Notizen 20, S. 79f.), das Fach abzugrenzen, bleibt aber dabei zu sehr zufälligen historischen Besonderheiten, nicht prinzipiellen Unterschieden verhaftet. Für die Soziologie sieht er den «industriell-urbanen» Horizont (S. 80) und modernisierungstheoretische Konzepte bestimmend – auch bei den Dependenztheorien, die selbst bei einer Ablehnung westlich-industriegesellschaftlicher Konzepte der Modernisierung verhaftet seien. Er deutet zwar an, dass er auch um andere Konzepte der Soziologie weiss. Warum aber macht er dann einen augenblicklichen Zustand der Wissenschaft zu ihrem prinzipiellen Merkmal (das entspricht dem Versuch, eine *Schule* der Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie zum eigenen *Fach*, zur selbständigen *Disziplin* hochzustilisieren)? Die Ethnologie meint Giordano durch den dualistischen Horizont (der in der

Scheidung von Volks- und Völkerkunde enthalten ist, S. 83), die meist ethnozentrische Perspektive und die monographische Vorgehensweise charakterisiert (freilich ist auch dies vielfach überwunden).

Demgegenüber sieht er in der Kulturanthropologie einen «vergleichend-nomothetischen Horizont» (S. 86), bei dem die «Formenmannigfaltigkeit der Kulturen» und die «typischen Chancen menschenmöglichen Verhaltens» (orientiert an Mühlmann-Stichworten, S. 86, vgl. S. 9) im Zentrum stehen, mit der daraus abgeleiteten Aufgabe: «Mit Hilfe der kulturvergleichenden Analyse empirisch erhobener Daten sollen Gesetzmässigkeiten, die das kollektive Denken und Handeln der Menschen regeln, aufgedeckt werden» (S. 86). Bei einem leicht relativierten Universalismus stehen «formale Konstanten» und «kulturelle Varianten» im Vordergrund des Interesses.

Es geht um «transkulturelle Phänomene» (S. 87). Bei den auf die Wohnumwelt bezogenen Projekten des Instituts z. B. wird stets versucht, aus der «Formenmannigfaltigkeit der Kulturen» «regelhafte, typische, funktional äquivalente bzw. transkulturelle Chancen kollektiven Denkens und Handelns im Hinblick auf Gestaltung und Aneignung von Wohnumwelt herauszulesen» (S. 87).

Zwar spielt in den Studien «historische Bedingtheit» als «Nachwirkung vergangener Prozesse und Ereignisse» (S. 88) eine Rolle, und es geht um die «innere Geschichte» nach Husserl als «Wissensvorrat» – Strukturgeschichte und historisch gewachsene materielle Strukturen gesellschaftlicher Beziehungen spielen jedoch keine Rolle. *Giordano* sieht zwar selbst die Gefahr der «Missachtung sozio-kultureller Dynamik» in der kulturanthropologischen Rezeption der Dialektik von Beharrung und Wandel (S. 89), wie aber der «synthetisierende Horizont» der Kulturanthropologie ohne politische Ökonomie, Strukturgeschichte (und, aber das wäre ein anderer Diskussionsstrang, ohne die Berücksichtigung der sozialen Dynamik und Rolle von Künsten und ästhetischem Material) zustandekommen soll, das bleibt ein Rätsel. Vielleicht hätte hier schon die amerikanische «economic anthropology» etwas weitergeholfen.

Immer wieder wird von Greverus, Giordano und anderen hervorgehoben, dass die Kulturanthropologie eine «nomothetische» Wissenschaft sei (z. B. S. 82), also Gesetzmässigkeiten feststelle. Lange Zeit waren – nicht zuletzt unter dem Einfluss der Kritik an der marxistischen Tendenz, «Gesetze» der Geschichte feststellen zu wollen – solche nomothetische Versuche wenig attraktiv, und auch die Marxisten haben entsprechende Kritik oft so verinnerlicht, dass sie lieber von historischen Entwicklungstendenzen als von Gesetzen redeten. Deshalb verwundert solcher nomothetischer Anspruch natürlich. Noch mehr aber fragt man sich: Was bringt er? Die Sozialwissenschaft, die Europäische Ethnologie hat sich mit Recht so sehr auf die Analyse von Strukturen und Genese aktuell relevanter Prozesse orientiert (mit einer nur untergeordneten Bedeutung auch des Vergleiches), dass die Frage nach den Wirkfaktoren in solchen Prozessen wichtiger wurde als die nach Gesetzmässigkeiten. Davon abzukommen (nachdem auch die «Kulturmechanik» der Kulturfixierungslehre sich als nicht sehr tragfähig erwiesen hat), besteht kein Anlass – auch nicht nach Lektüre der Frankfurter Studien. Sie sind dort am interessantesten, wo sie *nicht* nach Gesetzmässigkeiten suchen.

Ina-Maria Greverus sieht sich «einer allgemeinen Anthropologie verpflichtet, die menschliches Wesen und Verhalten in seinen Möglichkeiten und Entwicklungen erkennen will» (Notizen 20, S. 9), und will den «Blick über die Grenzen» zu den anderen «Humanwissenschaften» als Notwendigkeit verstanden wissen. Der jedoch findet nur sehr selektiv statt (S. 9), trotzdem wird ein der Gesellschaftswissenschaft ähnlicher universalistischer Anspruch erhoben (S. 9, S. 11).

«Das 'Betriebsklima' hängt aber davon ab, ob Lehrkräfte den wissenschaftlichen Diskurs führen können, gemeinsam Erkenntnisprozesse vollziehen, die Breite der internationalen Theoriediskussion in das Projektstudium einbringen und nicht wissenschaftliche 'Lager' bilden. In kleinen Instituten muss Pluralismus integrativ gesehen werden, müssen auch Lehrkräfte voneinander und miteinander lernen, Selbstregulation und dynamisches Gleichgewicht praktizieren» (*Ina-Maria Greverus* S. 22). Wer integrativ ist, wer nicht, das bestimmt – wer? Ein «Lager» aber hat, so scheint es dem Beobachter, das Institut als Ganzes bereits bezogen, wie das folgende Beispiel andeutet: Drei Absolventen des Institutes (das seine Studentenzahlen von 1974–1984 um 600% gesteigert hat, vgl. Notizen 20, S. 39f.) berichten (in Notizen 20) über ihre Studien- und Berufserfahrungen (und hier wie in den Motivationsanalysen der Studierenden kommt die hohe persönlichkeitsprägende Rolle des Studiums zum Ausdruck), darunter *Hanjo Diekmann*. Seine Kritik wird durch Kommentare des Herausgebers (*das Institut als Ganzes?*) der Absicht nach relativiert, für den Leser eher verstärkt. Er wendet die in der Forschung angewandten Methoden auf die Universität selbst an (u.a. die «double-bind»-Regel) und spricht davon, wie an dem «Supermarkt» Universität die «Erwachsenen infantilisiert», einer «Schraube der Demütigung» (S. 151) ausgesetzt und Macht-Strukturen unterworfen sind (S. 155). Er wünscht sich statt Eliminierung oder Einschmelzung differierender Positionen eher ein «dynamisches Gleichgewicht» oder auch «Ungleichgewicht» zwischen ihnen (S. 157), sieht aber in der Realität der Universität: «Die einzelnen Fächer, und innerhalb derer wiederum die einzelnen Schulen, verwenden einen erheblichen Teil ihrer Energie darauf, sich voneinander abzuschotten, statt den Anspruch des inter- oder multidisziplinären Diskurses zu realisieren» (S. 150/151). Dieser Erfahrung ist nichts hinzuzufügen.

Die Studien der Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie sind wertvoll auch für die Kulturpolitik. Eine gewisse Enge des theoretischen Ansatzes könnte sicher überwunden werden, wenn sich das Institut mehr und stärker der Diskussion öffnen würde.

Zitierte Literatur

Notizen. Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Universität Frankfurt/M. 1974.

Notizen 1 (1974).

Notizen 2 (1975) Exkursion Mittsommer '74 Dalarna.

Notizen 3 (1975) Studienordnung.

Notizen 4 (1976) Bewohnte Umwelt. Betrachtungen zum Bauen und Wohnen in den Niederlanden.

Notizen 5 (1976) Studienfragen, Tourismusforschung.

Notizen 6 (1977) Ungarische Notizen.

Notizen 7 (1978) Tourismus. Ein kritisches Bilderbuch (pädex Verlag, Frankfurt/Main).

Notizen 8 (1979) Frankfurter Feste – von wem? für wen?

Notizen 9 (1979) Zigeuner und wir.

Notizen 10 (1979) Forschendes Lernen und der Studentenberg.

Notizen 11 (1981) Stadt-Kultur-Landschaft. Recherchen zu Kultur und Kulturpolitik im Ballungsraum Nürnberg.

Notizen 12 (1982) I.-M. Greverus/H. Schilling u.a.: Heimat Bergen-Enkheim.

Notizen 13 (1983) H. Schilling u.a.: Kulturbedürfnisse und Kulturzufriedenheit in einem Dorf im Ballungsraum Rhein-Main (Büdesheim-Studie).

Notizen 14* (1983) I.-M. Greverus/E. Haindl: Versuche, der Zivilisation zu entkommen (C.H. Beck Verlag, München 1983).

Notizen 15 (1983) H. Schilling u.a.: Kulturinitiativen, Initiativkultur. Reportagen aus dem Land um Frankfurt.

Notizen 16* (1984) H. Greverus/E. Haindl: ÖKOlogie, PROvinz, REGIONalismus.

Notizen 17* (1984) N. Haller von Hallerstein-Teufel; Die Familie ist mein Nest. Irische Frauen im Spannungsfeld von Arbeitsteilung, Autoritätsstruktur und Wohnumwelt.

Notizen 18* (1985) Gestern Rathaus, heute Café. Neue öffentliche Nutzungen für alte Bausubstanz.

Notizen 19* (1984) «Naif». Alltagsästhetik oder ästhetisierter Alltag.

Notizen 20 (1984) Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie in Frankfurt. Eine Zwischenbilanz forschenden Lernens nach 10 Jahren.

* auf diese Bände geht der Bericht nicht näher ein.

J. Jaak Boulet, E. Jürgen Krauss, Dieter Ölschlägel: Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip. Eine Grundlegung. Bielefeld 1980.

E. Haindl: Kulturanalyse einer «historischen» Kleinstadt als Grundlage für kommunalpolitische Planungs- und Sozialaufgaben. Frankfurt/Bern 1983. (Europ. Hochschulschriften Reihe XIX, Abt. A, Bd. 22).

Jahrbuch Provinzarbeit. Albert Herrenknecht, Detlev Lecke (Hg.): München 1981. Lebensorte als Lernorte. Handbuch der Spurensicherung. Skizzen zum Leben, Arbeiten und Lernen in der Provinz. Detlev Lecke (Hg.): Reinheim 2 (Hessen) 1983.

Ernst Pappermann, Peter Michael Mombaur, Joseph-Theodor Blank: Kulturarbeit in der kommunalen Praxis. Köln 1984.